



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Eine Ferienreise im Missionslande.

---

Höhe und der tropische Pflanzenwuchs eines Besseren befiehrt hätte. In der nach deutschem Stil erbauten Wohnung mit ihrer Veranda, von wo aus man einen herrlichen Ausblick auf den See hat, wurden wir aufs beste bewirtet, wobei uns die süßen Früchte und der feurige Wein der Kolonie besonders mundeten.

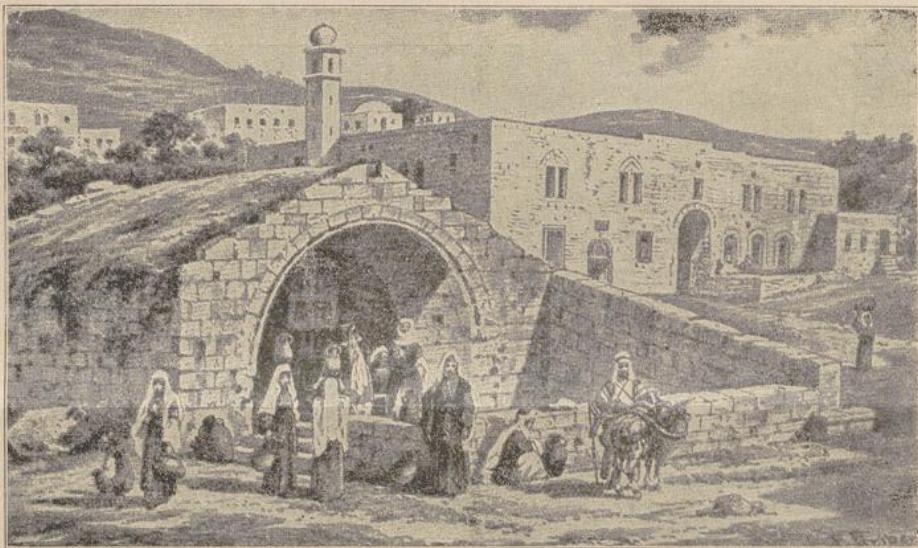
Nur ungern schieden wir von dieser trauten deutschen Stätte. Unter Beten und Singen fuhren wir wieder zurück, Tiberias zu, wo wir um die Mittagszeit ankamen. Bei Tisch verkosteten wir die wohlgeschmeckenden Fische, an denen der See Genesareth noch immer so reich ist. Kurz darauf mußten wir uns wieder zur Abfahrt rüsten.

Um 12 Uhr bestiegen wir neuerdings unsere Kähne. Diesmal ging die Fahrt seeabwärts nach Süden. Nach zweistündiger Fahrt erreichten wir die Bahnhofstation Samach, wo einige von uns Pilgern noch rasch die Zeit benützten, um in dem See ein erquickendes Bad zu

fragen: „Hast du einen Kameraden?“ Das genügte; jetzt wußte ich, wo ich meinen Koffer zu suchen habe. Während der bisherigen Reise hatte ich nämlich manche freundliche und äußerst zuvorkommende Mitpilger kennen gelernt, die mir viele Liebesdienste erwiesen und durch ihren Humor und ihr leutseliges Wesen manch fröhliche Stunde bereiteten, an die ich stets mit Freuden zurückdachte. Einer dieser Freunde nun hatte die Aufmerksamkeit gehabt, auch für meinen Koffer zu sorgen.

Nachdem alles auf dem Schiff in Ordnung war, lichteten sich die Anker, und fort ging's wieder denselben Weg, auf dem wir gekommen waren. Die Nacht brachte uns nämlich zurück nach Jaffa.

(Fortsetzung folgt.)



Der Marienbrunnen in Nazareth.

nehmen. Mittlerweile kam der Zug von der Richtung Bagdad—Damaskus an. Wir stiegen ein und fuhren nun mit der Bahn zurück nach Haifa, wo wir abends ankamen. Draußen auf dem Meere wartete bereits unser neuer Dampfer, die „Amphitrite“. Wir wurden sofort eingeschifft. Dabei ging es etwas ungemütlich her. Er herrschte gerade starker Nordwind, so daß etliche Male die Wellen ins Boot hereinschlügen. Der Damen bemächtigte sich dabei große Furcht, doch die kräftigen Bootsknechte ruderten mutig voran, allerdings unter vielem Lärm und Schreien und unterm Singen arabischer Lieder, die sie im Rhythmus der auf- und absteigenden Barken sangen. So brachten sie uns durch Wind und Wellen glücklich ans Ziel. Wir alle waren recht froh, als wir wieder auf dem Schiffe waren, das durch seine Größe und Breite ungleich mehr Sicherheit bot, als die kleinen schaukelnden Barken.

Auf der „Amphitrite“ fanden wir auch unser Gepäck wieder, das wir auf der „Eleftra“ zurückgelassen hatten. Ich selbst konnte jedoch trotz längeren Suchens meinen größeren Koffer nicht finden. Voll Besorgnis darüber fragte ich unsern Dragoman, den arabischen Dolmetscher und Führer, ob er nichts davon wisse. Da er jedoch nicht gut Deutsch verstand, stellte er nur die Gegen-

### Eine Ferienreise im Missionslande.

Vom Hochw. P. Joh. Bapt. Sauter, R. M. M.

(Schluß.)

Im Laufe des Nachmittags versammelten wir vier Studenten uns unter dem Schatten wohlduftender Zypressenbäume und beratschlagten zusammen über unsere Weiterreise nach Reichenau. Es war das ein Weg von sechs bis sieben Wegstunden, den wir auf Schusters Rappen machen wollten. Wir wurden darüber einig, am nächsten Morgen in aller Frühe aufzubrechen, um schon einen guten Vorsprung zu haben, bis die Sonne allzu hoch am Himmel stände; schon um 2 Uhr morgens wollten wir abmarschieren. Doch handeln und Plänenschmieden ist zweierlei, denn tatsächlich zeigte die Uhr schon auf vier Uhr, als wir am nächsten Morgen kevelaer verließen.

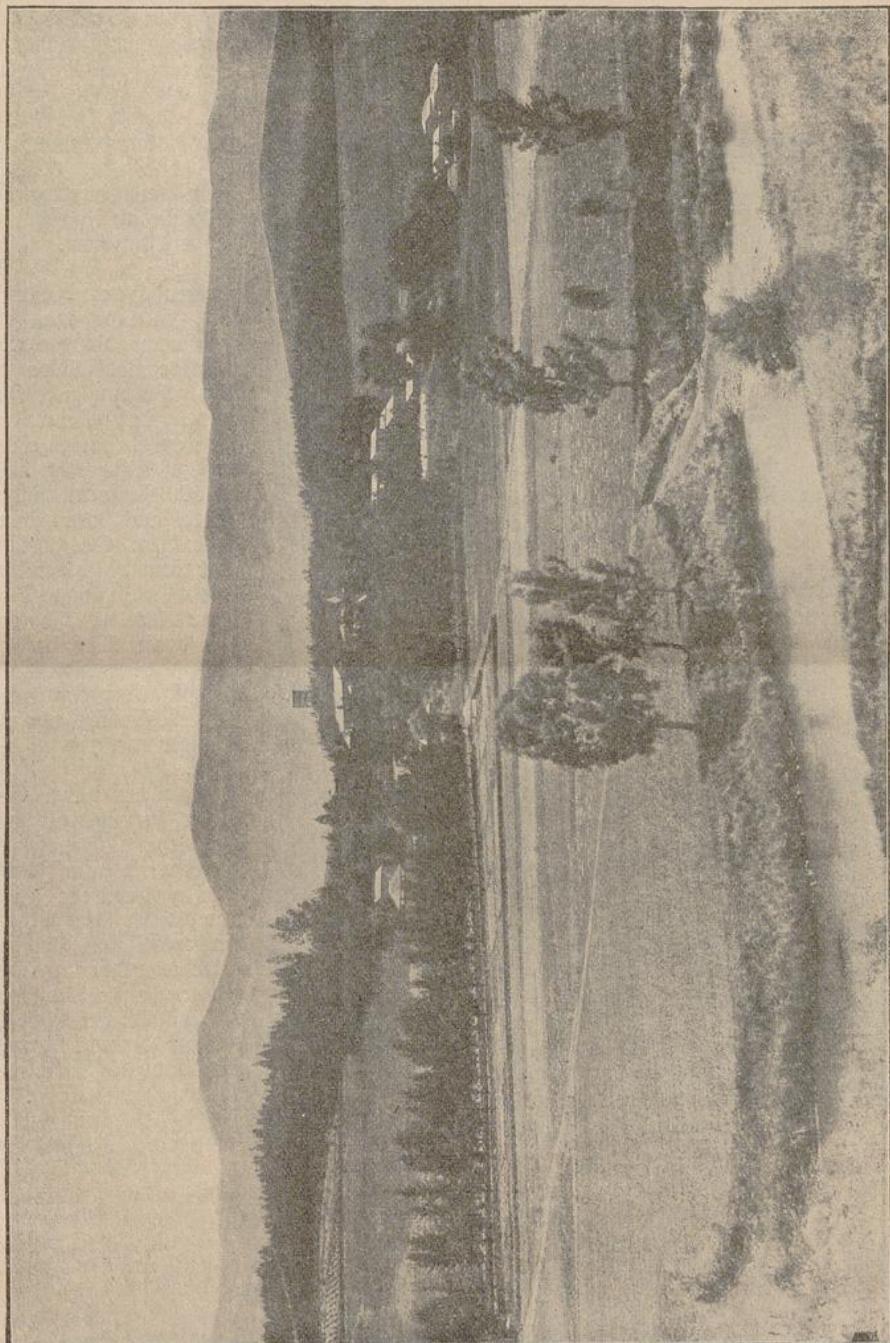
Als Führer auf dem uns unbekannten Weg mußte ein schwarzer Schulknabe dienen. Der Hochwürdige Pater Missionar gab uns in väterlicher Fürorge auch noch ein Reitpferd mit, das er gerade zur Verfügung hatte. „Was ist das für so viele?“ dachte ich bei mir selber, als ich den alten Klepper daherkommen sah. Später aber, als wir bereits ein paar Stunden Weges hinter uns hatten,

war ich herzlich froh, als der gute Alte, der der Reihe nach einen nach dem andern zu tragen hatte, auch mir seine treuen Dienste leistete. Es war noch ziemlich dunkel, als wir aufbrachen, denn hier in Natal ist die Differenz zwischen der Tageslänge im Sommer und Winter nicht so groß wie in Europa, und die Zeit der Dämmerung dauert nur kurz. Es war ein frischer, fühlbar Morgen, zum Wandern wie geschaffen. Feierliche Stille ringsum, nur hin und wieder flatterte aus dem Dickicht, durch das uns der Weg führte, erschreckt ein Vogel auf. Bald jedoch kam Leben und Farbe in die Natur. Der Osten begann sich zu röten, die Sonne stieg herauf, die ganze Vogelwelt erwachte, und bald hatten wir ein fröhliches, kostloses Waldkonzert. Die gesamte Natur, Berg und Tal und Hain, wetteiferte gleichsam im Lobe ihres Schöpfers und mahnte auch uns Wanderer an die Pflicht des Morgen gebetes.

Der Weg, auf dem wir marschierten, war nach afrikanischen Begriffen ein guter. Wir konnten bis in die Nähe von Reichenau die Straße benutzen, die von Zopó über die Drakensberge ins Basutoland hineinführt. Da gegen machte uns bald die afrikanische Sonne zu schaffen. Mit unbarmherziger Glut brannte sie auf uns nieder und strafte uns gleichsam für unseren verspäteten Auf-

bruch. Mir war es, als wolle sie uns das schöne Sprichwort: „Morgenstund hat Gold im Mund“ mit glühenden Griffel ins Gedächtnis einbrennen. Hütten und Häuser sahen wir nicht viel, hic und da einen Kafferkraal oder die Ansiedlung eines europäischen Kolonisten; das Panorama dagegen war großartig. Je weiter wir nach

Norden pilgerten, desto imposanter breiteten sich vor unserm staunenden Auge die wundersam gesformten Kuppen und Hügelketten des Umsimkulu- und Ingwane-Distriktes im Nordosten aus, desgleichen im Osten der Mahaqua mit seinen vielen Ausläufern und



Missionstation Tsingkofou 1914.

vor allem im Hintergrund die hoch zum Himmel aufragenden Drakensberge.

Reichenau selbst sahen wir erst, nachdem wir die letzte Anhöhe ersteigert hatten, wo dann die vielgenannte Station hart vor unsern Füßen lag. Welch ein zaubernder Anblick! Im Vordergrund die gotische, von

unsern Brüdern mit Hilfe einiger Schwarzen erbaute Kirche, vom Fundament bis zur Turmespitze aus schön behauenen Natursteinen hergestellt, und nebenan der stilte Gottesacker mit den niedlichen Grabkreuzen. Weiter zurück die eigentliche Missionsstation mit dem Schwesternkonvent in der Mitte, links davon die Mühle, rechts die Mädchenenschule, verschiedene Oekonomiegebäude, das Brüderhaus, Werkstätten, Stallungen usw. Das Ganze rings umgeben von Waldanlagen, Obst- und Gemüsegärten, Ackerland und Wiesengründen, und mitten hin-

taum wünschen können! Pater Superior gab uns eine schöne Tagesordnung. Jeder Tag begann mit einer halbstündigen Betrachtung in der Kirche, dann folgte das gemeinsame Offizium oder Breviergebet, wie wir's vom Mutterhaus her gewohnt waren und daran schloß sich die Anhörung der hl. Messe mit Empfang der hl. Kommunion. Höchst erfreulich war dabei für uns die Wahrnehmung, daß Tag für Tag auch viele der schwarzen Neufahrten dem Tische des Herrn sich näherten. Sie zeigten eine geradezu musterhafte Einigkeit und Sammlung. Manche dieser Schwarzen gehen täglich zur hl. Kommunion, andere zwei bis dreimal in der Woche, viele wenigstens an jeden Sonn- und Feiertag. Und ähnlich wie hier in Reichenau ist es auf allen unsern größeren Missionsstationen. Besonders stark ist der Zugrang zu den hl. Sakramenten am sogenannten Herz-Jesu-Freitag jeden Monats, da kann man auf Stationen wie in Czernstochau, Lourdes usw. eine nimmer enden wollende Zahl schwarzer Christen in erbaulicher Haltung zur Kommunionbank schreiten sehen. Daß hiebei der Missionär an den Vorabenden ein gutes Stück Arbeit im Beichtstuhl zu leisten hat, liegt auf der Hand; 300 bis 500 Personen sind nicht so schnell beichtgehört, auch wenn ihm ein Hilfspriester zur Seite steht. Doch Welch' seeleneifriger Priester unterzöge sich solcher Arbeit nicht mit heiliger Freude? So lange der Empfang der heiligen Sakramente ein so reger und eifriger ist, kann man über den religiösen Geist einer Gemeinde beruhigt sein. Solche geistige Erntetage sind der Trost und die Herzensfreude jedes Missionärs und lassen ihn alle vorausgegangenen Arbeiten und Opfer leicht vergessen.

Nach der hl. Messe pflegten wir „Ausflügler“ im nahen Pinientälchen einen kleinen Spaziergang zu machen, um uns nötigenfalls den Appetit zum Frühstück zu holen. Auch für Handarbeit war gesorgt; die gab es draußen in dem eine kleine halbe Stunde von der Missionsstation entfernten Eukalyptuswald, war aber nur gelegentlich und für die weniger heißen Stunden des Tages festgesetzt. Als „erholungsbedürftige Studenten“ verbanden wir damit auch regelmäßig einen Spaziergang durch die verschiedenen Waldbaulagen und die Umgebung von Reichenau. Manch idyllisch-schönes Plätzchen entdeckten wir auf diesen Wanderungen, keines aber hielt den Vergleich aus mit dem kunstgerecht angelegten Obstgarten der Station. Hübsche Gärten gibt's auch in Mariannhill, doch sind dort nur tropische oder subtropische Fruchtgärten wie Orangen, Pineäpfel, Mangos usw. vertreten. Hier in Reichenau aber, das etwa 200 Kilometer von der Küste entfernt ist, und wegen seiner Lage in der Nähe der Drakensberge einen ziemlich kalten Winter aufzuweisen hat, gedeihen auch die europäischen Obstarten, wie Apfel, Birnen, Pfirsiche usw. ziemlich gut. Manche Bäume hingen voll der buntsaftigsten Früchte, die eben am Reifen waren. Wie mich das anheimelte! Ich fühlte mich lebhaft in die obstreichen Gefilde meiner Heimat zurückverzogen.

Auch die Getreidefelder unterzogen wir einer näheren Bestichtigung. Die europäischen Getreidearten, Weizen,



Mit vereinten Kräften!

durch der Potela-Fluß mit seinen zahllosen Krümmungen und Windungen bis hin zur soliden Steinbrücke und Mühle, wo er sich in einem prächtigen Wasserfall mit tosendem Rauschen in die Tiefe stürzt.

In gehobenster Stimmung zogen wir ein, erbaten uns den Segen des Hochw. P. Superior und erreichten uns kurz darauf im hübschen Refektorium der Gastfreundschaft der Brüder. Dann wanderten wir der Kirche zu, um dem lieben Heiland im Tabernakel einen Besuch abzustatten, besahen uns alles von innen und außen, begrüßten die freundlichen Schulkinder, und fühlten uns vom ersten Augenblick an heimisch, wie zu Hause.

Hier also sollten wir unsere Ferien zubringen; wahrlich, ein schöneres, passenderes Plätzchen hätten wir uns

Häser und Gerste, waren größtenteils schon einige Wochen zuvor, im Dezember, eingehievt worden; für den Mais kam gerade die Blütezeit heran. Er wird hier im süd-afrikanischen Winter, im Juni, reif. Leider hatte er in diesem Jahre stark unter großer Trockenheit zu leiden gehabt, so daß die Aussicht auf eine gelegnete Ernte nur eine geringe ist. Die Witterungsverhältnisse sind überhaupt im Polela-Tale selten günstig. Das eine Jahr heriht Dürre, das zweitemal kommt endloser Regen, das drittemal Hagelschlag, so daß eine wirklich gute Ernte fast zu den Ausnahmen zählt. Es ist das um so mehr zu bedauern, als Reichenau an sich gutes Ackerland aufzuweisen hat und bestimmt ist, anderen, kleineren Missionsstationen mit Getreide auszuhelfen. Denn wie sollte es uns möglich sein, das ganze Jahr hindurch all die vielen Kostschüler zu erhalten, wenn wir nicht vom eigenen Grund und Boden die dringendsten Nahrungsmittel beziehen? Doch bisher hat der liebe Gott immer wieder gesorgt. Er wird uns auch in Zukunft weiterhelfen. Der Herr verläßt die Seinen nicht.

So verlebten wir vier Wochen im schönen Reichenau und hatten willkommene Gelegenheit, alles hübsch in Augenschein zu nehmen. Besonders interessierte uns natürlich das Leben und Wirken des P. Missionärs. Sein tägliches Arbeitsprogramm ist ebenso reich wie mannigfaltig. Er fungiert bald als Prediger und Katechet, bald als Beichtvater, Richter, Tröster und Ratgeber in den verschiedensten Anliegen. Denn Weiße und Schwarze, Katholiken und Protestanten, Heiden und Katechumenen, alles sucht ihn auf und erwartet von ihm Hilfe und Rat. Was seine Arbeitslast nicht unerheblich vermehrt, ist der Umstand, daß die einzelnen Katechetenstellen und Außenstationen weit auseinander liegen. Da heißt es zunächst einen Ritt von zwei bis drei Stunden oder noch weiter machen, heute im afrikanischen Sonnenbrand, morgen bei Sturm und Regen, auf rauen, halsbrecherischen Wegen und Gebirgspfaden, dann erst ist man am Ziel und beginnt die eigentliche Arbeit, oft müchtern, denn vielfach muß er bei solchen Exkursionen draußen auf einer abgelegenen Filiale die hl. Messe lesen. Dazu kommen dann noch die vielen Krankenbesuche und Verehngänge; da heißt es oft in diesem unwegelamen, wildzerklüfteten Lande weite Wege in die entlegensten und unzugänglichsten Schluchten machen, um einen Sterbenden aufzusuchen.

Ja, das Leben des Missionärs — das erkannten wir auf den ersten Blick — ist mühsam und erheischt große Opferwilligkeit und eine unermüdliche Schaffenskraft, entbehrt aber auch nicht der schönsten Freuden und erhebendsten Tröstungen. Oder was kann es Schöneres geben, als den armen Heiden das Evangelium zu verkünden, und ihnen Lehrer, Priester, Vater und alles zu sein? Nichts macht den Menschen glücklicher, als das Bestreben, andere glücklich zu machen und das göttlichste der göttlichen Dinge ist, mitzuhelfen, dem Herrn unsterbliche Seelen zu gewinnen.

Wie wir uns versahen, war das Ende unserer Ferienzeit gekommen. Wie neugeboren verließen wir die uns so

lieb gewordene Station. Wir hatten uns nicht nur körperlich erholt, sondern fühlten uns auch geistig gehoben. Vor allem dankten wir Gott aufs neue für den erhabenen Beruf zur Mission. Nun ging's zurück nach Mariannhill, ins liebe Mutterhaus, zurück zur Vorbildung unserer theologischen Studien. Fürwahr, kein Opfer soll uns zu groß sein, uns auszubilden zu tüchtigen Missionaren. Möge uns der Herr die Gnade geben, dereinst recht vieles zu wirken zu seiner Ehre und zum Heile der unsterblichen Seelen!



Br. Adrian mit seinen Gehilfen im Obstgarten von Censtochau.

### Eine Taufe mit Hindernissen.

Von Schwester M. Monika, C. P. S.

Es sind schon mehrere Jahre her — ich war damals noch in Natal und kam inzwischen nach Rhodesia, — da herrschte in der Gegend unserer Missionsstation Einfiedeln eine böse Seuche. Viele Kinder heidnischer Eltern starben ohne die hl. Taufe dahin, was uns allen sehr zu Herzen ging.

Eines Tages nun machte ich mich auf die Suche. Etwa zwei Stunden von der Missionsstation entfernt, kam ich in einen stocheidnischen Kraal, in dem ein Kind am Sterben lag. Ich sah, daß große Gefahr auf Verzug sei